

Henri

Stell die Gedanken ab, Henri, sagte Herr Heckel und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Mach dich frei, Henri, sagte Herr Heckel, tanz dich frei.

Er packte Henri bei den Schultern und wiegte ihn hin und her. Dabei schloss er die Augen. Alles fliegt fort, sagte Herr Heckel, fliegt einfach weg. Henri sah auf die geschlossenen Augen des Mannes, bewegte seinen Körper nach rechts und links und dachte: Wenn jetzt die Decke einstürzt. Sing, sagte Herr Heckel, sing, was dir geschieht. Henri sah auf die Fensterscheibe, vor der es dunkel geworden war, und wollte einen Ton machen. Aber aus seiner Kehle kam nur ein trockenes Husten. Lala, machte Henri verzweifelt, und Herr Heckel öffnete die Augen. Er sah Henri lange an und sagte: Vielleicht solltest du aufschreiben, wie du dich fühlst. Ich denke, du bist zum Singen noch nicht bereit. Henri nickte dankbar und bohrte unter dem Tisch seine Nägel in die Handflächen. Als er das Geld auf den Tisch legte, sah Herr Heckel aus dem Fenster und summt. Dann drehte er sich um, beugte sich vor und fragte: Besuchst du mich nächste Woche auch? Henri stieß seine Arme in die Jacke und nickte. Dann rannte er die Treppe hinunter.

Seine Mutter stand im Garten und war im Schatten der Bäume nicht zu sehen. Er bemerkte sie erst, als sie einen Schritt nach vorne machte. Wie war es, fragte sie und legte sacht eine Hand auf seinen Rücken. Geht, sagte er, und seine Mutter seufzte. Sollen wir weitersuchen, fragte sie, und legte eine Hand an ihre Stirn. Er soll wahre Wunder vollbringen. Henri sah in das dunkle Gebüsch und stotterte: Schon okay. In den Zweigen raschelte es. Was ist das, fragte er leise und drängte sich an die Mutter. Da ist nichts, sagte sie und schritt schneller aus. Du bist doch schon groß. Als sie unter den Lichtkegel der Laterne traten, knackte es unter der Hecke, die den Garten umgab.

Eine Katze schlüpfte auf die Straße, ihre Augen brannten, und im Maul hatte sie eine Maus, die noch zuckte. Henri starrte auf das Tier und fühlte, wie etwas in seinem Körper hochstieg.

Er konnte den Blick nicht abwenden und die Mutter zog ihn am Arm. Katzen fangen Mäuse, sagte sie genervt, das ist so. Komm jetzt. Er flüsterte: Sie lebt noch, aber die Mutter hatte nichts gehört. Er spürte, wie sein Körper erstarrte

und scharfe Zähne hineingebohrt wurden. Es schnitt durch ihn hindurch, und er fühlte Tränen an seinen Wangen hinunterlaufen. Von Laterne zu Laterne gingen sie, und wenn die Straße für einen kurzen Moment ganz im Dunkel lag, atmete er nicht. Mit einem scharfen Bellen warf sich ein Hund gegen das Gartentor. Henri schwitzte und ging schneller. Auch seine Mutter machte größere Schritte. Das Gartentor krachte. Dieser Hund, sagte seine Mutter und holte den klingelnden Hausschlüssel aus ihrer Tasche. Lala, machte Henri und drückte sich vor seiner Mutter in den Hausflur. Später, als er wach lag, dachte er an die Katzenaugen. An sein Fenster kratzen die Zweige wie Fingernägel. Er schloss die Augen ganz fest und versuchte sich vorzustellen, dass alles wegflog. Aber das Kratzen der Zweige wurde lauter, und die Augen der Katze gleißend hell, bis er schließlich sein Gesicht in das Kissen drückte.

Wenn er am Morgen auf den Bus wartete, sah er genau hin, was zwischen den Ritzen des Pflasters wuchs. Manchmal kam Löwenzahn heraus. Schon von weitem hörte er die Jungs rennen. Sie hauten sich mit ihren Turnbeuteln und spuckten die Wörter zwischen den Zähnen hervor. Der Henri, brüllten sie, und schmissen die Schultaschen nach ihm. Die Taschen rutschten über den Asphalt und landeten vor seinen Füßen. Er trat einen Schritt zur Seite und sah geradeaus. Mann, bist du etwa stumm, brüllten sie. Lass ihn, schrie einer, er kann doch nicht reden. Henri fühlte wie sein Kopf heiß wurde. Gerne hätte er einen von ihnen gepackt und herumgeschüttelt, aber alles an ihm war starr geworden. Er wünschte sich Augen, mit denen er einen Jungen nur anzusehen brauchte, um ihn zu schmelzen. Die Jungs schubsten sich und stießen ihn.

Er strauchelte und die grinsenden Gesichter verschwammen. Lass ihn, schrie einer, dann geht seine Mutter wieder zum Direx. Der Bus rauschte an ihnen vorbei und kam zum Stehen, die Jungs rannten schreiend los und schubsten sich die Trittstufen hinauf. Scheiße, Monatskarte vergessen, schrie einer, und alle johlten. Henri hatte seine Karte bereits in der Hand und wartete, bis die anderen im Bus verschwunden waren.

Benehmt euch, sagte der Busfahrer zu Henri. Sonst nehme ich euch nicht mehr mit. Henri strauchelte, aber kein Wort wollte aus seinem Mund kommen.

Wenn er das Schulgebäude betreten hatte, ging er leise und atmete still.

Hinter den grauen Stellwänden konnte jemand hervorspringen und seine Hand an Henris Jacke abstreifen. Henri-Seuche, würde er brüllen, ich bin verseucht. Meistens ging er schnell vor dem Lehrer ins Klassenzimmer, drängte sich an den anderen vorbei, an schwingenden Armen und fliegenden Haaren, und setzte sich. Gib die Hausaufgaben, zischte jemand, und Henri tat so, als hätte er nichts gehört. Hinter ihm dudelte leise ein Game-Boy. Es machte ihn nervös und er versuchte, das Geräusch zu ignorieren.

Henri, sagte der Lehrer, und Henri schluckte. Seid mal alle still, sagte der Lehrer, der Henri macht das doch schon gut. Henri spürte, wie alle auf ihren Stühlen herumrutschten und versuchte, schneller zu sprechen. Aus der letzten Reihe hörte er unterdrücktes Prusten, aber der Lehrer blickte ungerührt freundlich. Wenn die anderen in der Pause zum Rauchen hinter das Biotop liefen, saß Henri im Aufenthaltsraum auf der Heizung und sah aus dem Fenster. Einmal

sah er durch die Scheibe, wie Thomas vor dem Biotop ein Mädchen aus der Parallelklasse küsste. Sie hatten die Gesichter aneinander gedrängt und verharrten so minutenlang. Henri bohrte seine Nägel in eins der Radieschen, die ihm seine Mutter mitgegeben hatte.

Als sie mit dem Zug ins Landschulheim fuhren, saß Henri am Fenster und las. Er war ganz sicher, dass es ein spannendes Buch war, aber er vergaß jeden Satz, sobald er ihn gelesen hatte. Eine Chipstüte flog an ihm vorbei, dann prügelten sich zwei Jungs auf dem Gang. Alle kreischten und tranken Cola aus großen Plastikflaschen. Eine Spielkarte landete auf seinem Schoß. Vorsichtig legte er sie auf das Tischchen und wartete, ob jemand sie holen würde.

Kurz vor der Endhaltestelle steckte er sie in seinen Rucksack.

Am Abend wanderten sie zum Meer hinunter, ein langer Holzsteg führte durch morastiges Gelände, das sich plötzlich in Dünen verwandelte. Dort vorne wälzte sich das graue Meer und klatschte auf den menschenleeren Strand. Henri hatte das Meer noch nie gesehen und blieb stehen, der Wind riss an seinem Anorak, aber trotzdem erschien ihm der Moment unglaublich still.

Die Wellen drängten sich lautlos vorwärts, so wie die düster darüber hängenden Wolken am Himmel entlang rasten. Henri wurde es schwindelig, er ging vorsichtig noch ein Stück weiter, bis der Steg zu Ende war. Total kalt, das Wasser, brüllte jemand. Ein paar Leute warfen Steine ins Wasser. Echt öde hier, schrie Thomas, warum konnten wir nicht im Sommer herfahren. Henri musste unverwandt auf die Wellen starren, die ständige Bewegung nahm ihn gefangen, dieses unendliche Grau zog ihn an sich, er wäre gerne ein wenig hineingelaufen, nur ein Stückchen. Jetzt leckte es schon an seinen Turnschuhen. Kühle stieg vom Wasser aus, eine starke Kühle, die ihn wie energische Arme umfasste. Henri, schrie die Lehrerin, bitte bleib am Strand, du kriegst kalte Füße. Die Stimme durchbrach den kühlen Mantel, der sich um ihn gelegt hatte, und er merkte, dass die Feuchtigkeit schon durch seine Turnschuhe gedrungen war.

Der graue Himmel riss einen Spalt auf und zeigte einen flimmernden orangefarbenen Streifen. Henri hatte, als er sich umsah, das Gefühl, dass niemand außer ihm den Streifen sehen konnte. Er flatterte wie ein Schal in all dem Grau und erlosch wieder. Ein starker Wind kam auf, der die Klasse zurücktrieb über die Planken zum Haus. Henri stand immer noch der Streifen vor Augen, als hätte jemand vorhin ein Foto mit starkem Blitz geschossen. Hier sind auch andere Klassen, sagte gerade jemand, sind bestimmt Mädels dabei, die was taugen. Henri war es nicht vorstellbar, wie jemand einfach ein Mädchen ansprechen konnte, eines dieser kichernden Wesen, die im Unterricht manchmal kleine Spiegel hervorholten und sich dann schminkten, die immer in Gruppen über den Pausenhof gingen und plötzlich alle aufschrien, die tuschelten und im Jugendclub so viel Bier tranken, dass sie sich von Jungs aus der Oberstufe unter den Pulli fassen ließen.

Nach der Rückkehr vom Landschulheim ging Henri zum ersten Mal in den Jugendclub, wo jeder jeden zu kennen schien, er setzte sich in ein Sofa, das unter ihm nachgab, er schien immer tiefer zu rutschen, so tief, dass ihn niemand mehr hören würde, wenn er spräche.

Es kam ihm plötzlich irrsinnig vor, hier zu sitzen und gleichzeitig hatte er panische Angst davor, aufzustehen, durch den Raum zu gehen und einfach zur Tür hinaus. Er konnte sich nicht erinnern, wie genau er hierher gekommen war, vage dachte er an das Gesicht eines Klassenkameraden, der ihn eingeladen hatte. Das Sofa wackelte, und jemand setzte sich neben ihn.

Du trinkst ja gar nichts, sagte ein fremder Junge, soll ich dir was mitbringen? Wenig später drückte der fremde Junge Henri eine kühle feuchte Bierflasche in die Hand. Was machst du so, fragte der Fremde. Nichts, sagte Henri, ich sitz hier. Der fremde Junge lachte und schlug Henri auf die Schulter. Coole Sache, coole Sache, rief er und nickte. Dann zog er ein Mädchen auf seinen Schoß, das gerade vorbeiging. Henri sah zur Seite. Es gab keine Fenster, die Luft und die Musik senkten sich schwer auf ihn. Henri hatte plötzlich das dringende Bedürfnis, kühle Waldluft tief einzuatmen. Er musste noch den finsternen Weg nach Hause radeln. Er musste aufstehen. Der Henri, schrie jemand, und sofort standen ein paar Jungs aus seiner Klasse um ihn herum. Hast du dich auch gewaschen, rief jemand, dann wurde es Henri plötzlich sehr kalt, etwas rieselte seinen Nacken hinunter, er starrte die Jungs an. Sein Gesicht war nass. Seine Augen brannten wie die der Katze, er fühlte sich innerlich sehr zitterig, als hätte jemand seine Wirbelsäule herausgenommen. Ist doch nur Bier, sagte jemand laut. Jetzt heul bloß nicht los, rief ein anderer.

Henri ging, tropfnass wie er war, in Richtung Tür, auf einmal war es sehr einfach, hindurchzugehen, erst oben auf dem Hof wischte er Gesicht und Haare mit der Jacke ab und suchte sein Rad. Die Lampe war abgerissen. Jetzt musste er ohne Licht fahren, er dachte einen kurzen Moment daran, seine Mutter aus der Telefonzelle anzurufen, dann schob er das Rad vom Hof. Von unten dröhnte ganz leise die Musik. Während er durch die Dunkelheit fuhr, fiel ihm zum ersten Mal auf, dass der Abstand zwischen zwei Straßenlaternen sehr groß war, sie brannten fast orange, dachte er, immer noch erschrocken, wenn ihn sein eigener Schatten überholte, sie verströmten ein ganz anderes Licht als jener Streif über dem Wasser, aber in dieser Nacht voller Wispern und Rascheln, über der leeren Straße wirkten auch sie tröstlich.

maria antonia flamm

nachtgewalt

in wüsten träumen
suchst du mich heim

aus den toten winkeln
der zeit
trittst du vor

du wirfst dich
als schwüle der nacht
auf die haut

der ewig vergangne
von einst

du bekreuzt mich
mit damals

die gefalteten hände
des schlafs
leckst du wund

aufs neue
trinkst du begiert
meinen schwur:

ich weiß dich noch sehr
immerfort

kehr heim

I.

nachts kriecht die angst
von den bäumen
wie schwarzes getier

du fürchtest
verhuschtes
von überall her

gebückt
geht dein schweigen
unterm geäst

II.

aus deinen dunklen wäldern
kehr heim

sink nieder
gewaltig
mit stumpfwunden knien

mein arm
will dein sorgenhaupt fassen

III.

ich streiche
dein erdatemhaar

dein mund
beißt verloren
das fleisch meiner brust

dein weinen versickert mir
kalt
in der hand

du zitterst
vor nesselgeklirr

